Anne Honer

Das Perspektivenproblem in der Sozialforschung

Bemerkungen zur lebensweltlichen Ethnographie

»Das Festhalten an der subjektiven Perspektive ist die einzige, freilich auch hinreichende Garantie dafür, daß die soziale Wirklichkeit nicht durch eine fiktive, nicht existierende Welt ersetzt wird, die irgendein wissenschaftlicher Beobachter konstruiert hat.«
(Schütz, in: Schütz/Parsons 1977, S. 65)

1. Ethnographie als ›hemdsärmlige‹ Praxis

Wenn man sich die auch in der aktuellen soziologischen Ethnographie gebräuchlichen, reportageartigen Untersuchungen, wie sie gleichsam exemplarisch von Roland Girtler (zum Beispiel 1980a, 1980b, 1985, 1987, 1988, 1989, 1991) vorgelegt werden, anschaut (vgl. dazu auch Hartmann 1988), dann erkennt man unschwer teils explizite, teils implizite ›Verwandtschaften‹: etwa zu Robert E. Parks Methode des ›nosing around‹ (vgl. Lindner 1990) oder zur ›vitalen Ethnographie‹, wie sie insbesondere von Clifford Geertz (1990) protegiert wird. Ich halte dergleichen Studien (nicht nur, aber ganz besonders die von Roland Girtler) in ihrer großen Mehrzahl nicht nur für höchst unterhaltsam und lehrreich, sondern auch für soziologisch außerordentlich fruchtbar. Gleichwohl erscheint mir klärungsbedürftig, was die derlei Reportagen gemeinhin ›garnierende‹ Behauptung, man rekonstruiere dabei Ausschnitte sozusagen des Lebens, ›wie es gelebt wird‹, des gelebten Lebens (und damit der Lebenswelt, wie sie Schütz und Luckmann 1979, 1984 beschreiben), eigentlich forschungstechnisch für Konsequenzen zeitigt bzw. zeitigen soll. Denn wenn dieser Anspruch, den man als Soziologe ja durchaus *nicht* erheben muß, warum auch immer aufrechterhalten werden soll, sozusagen als uner-

reichbares, gleichwohl beständig anzustrebendes ›Forschungsideal‹, dann, so meine ich, muß das Betreiben von Ethnographie heutzutage einiger methodologisch-methodischer Naivitäten entkleidet werden, wie sie manche einschlägige Untersuchungen bis dato unübersehbar prägen – und zwar, bei aller ehrfurchtsvollen Wertschätzung der Arbeit jener Pioniere, seit den ›archaischen‹ Zeiten der sogenannten Chicagoer Schule.

Das war damals, als die Ethnographie sich gerade aus dem Geist der journalistischen Sozialreportage zu entwickeln begann (vgl. nochmals Lindner 1990), auch durchaus in Ordnung. Es gab zu jener Zeit einfach zu vieles (neu) zu entdecken in Chicago, als daß es angebracht gewesen wäre, wertvolle Zeit an ja prinzipiell ein wenig ›beckmesserische‹ Methodologie- und Methodenfragen zu verschwenden: Die ›Gold Coasts‹ und die ›Slums‹, die ›Gangs‹ und die ›Hobos‹, die ›Immigrants‹ und die ›Jack-Rollers‹, die Bewohner der ›Skyscrapers‹, die Leute in den ›Taxi-Dance Halls‹ und nicht zuletzt die oft korrupten Beamten in ihren Ämtern, all das sind nur kleine Ausschnitte aus dem, was von den jungen Forschern um Robert E. Park, Ernest W. Burgess und William J. Thomas zutage gefördert wurde. ›The City as a Laboratory‹ war gleichsam das Paradigma, ›Urbanität‹ das Thema der Chicagoer Forscher, die sich damit grundsätzlich für alles interessierten, was die Menschen um sie herum existentiell bewegte.

Daß abstrahierende Basistheorien in diesem experimentierfreudigen Milieu kaum gediehen, heißt aber, so Martin Bulmer (1984), keineswegs, daß es kein Interesse an Theorie gegeben hätte. Emile Durkheim und Georg Simmel, John Dewey, William James und George Herbert Mead waren für die Chicagoer Schule wichtige Adressen. Aber die eigene Arbeit konzentrierte sich eben vor allem auf (manchmal mehr, manchmal weniger gelungene) Versuche, derlei Theorien mit empirischer Forschung zu *verbinden*. So gesehen – und im Hinblick auf die für die heutige Ethnographie relevanten Fragen – war die Chicagoer Schule, entgegen der Einschätzung Bulmers, doch so etwas wie ein ›primitiver‹ Vorläufer des interpretativen Paradigmas: Die empirische Forschung wurde im großen und ganzen methodisch und theoretisch eben recht ›hemdsärmlig‹ betrieben.

Und wenn man nun nach einem kongenialen *zeitgenössischen* Nachfolger dieser Forschungsmentalität sucht, dann braucht man durchaus nicht weit zu gehen bzw. lange zu suchen. Man findet

ihn – mit allen damit verbundenen Vor- und Nachteilen –, wie schon erwähnt, bei Roland Girtler: Seine Berichte von Polizisten (1980b) und Wilderern (1988), von Huren (1985) und Bergbauern (1987), von Sandlern (1980a) und feinen Leuten (1989) – neuerdings auch aus der ›Herrenreiter‹-Perspektive vom Fahrradsattel herunter (1991) – sind üppige, lebendige, spannende Geschichten, die er in der Regel erzählt bekommen, geordnet und aufgeschrieben hat. Wo und wenn aber die eigentliche soziologische Schreibtischtäterschaft beginnt (und meines Erachtens beginnen muß), nämlich bei der nicht mehr nur ›impressionistischen‹ Adhäsion, sondern bei der systematischen Reflexion des je aktuellen methodologisch-theoretischen Wissensstandards der Profession, da macht sich Girtler, in der Regel unter Hinterlassung eines neuen Buches, eben lieber wieder auf zu neuen ›Abenteuern, gleich um die Ecke‹ (Bruckner/Finkielkraut 1981). Ihn diskursiv ins Studierzimmer oder gar in die endlosen Methodenkontroversen unseres Faches zwingen zu wollen wäre – nicht nur für ihn, sondern wohl auch für die Disziplin – kontraproduktiv. Daß Girtler also meistens ›unterwegs‹ ist in unserem Alltag und vor allem auch an den Rändern unseres Alltags, scheint mir mithin höchst sinnvoll, denn seine Stärke, auch seine *soziologische* Stärke, ist natürlich die Reportage.

Aufbauend auf dieser (in der Gestalt von Roland Girtler sozusagen prototypisch personifizierten) Rustikal-Ethnographie, behaupte ich also: Qualitative, interpretative, verstehende Sozialforschung *heute* muß, will sie dem Stand der einschlägigen Grundlagenforschung entsprechen, nachhaltig geprägt sein von einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber der Qualität von Daten, die von anderen übermittelt werden. Zumindest scheint es fragwürdig, ob Mitteilungen anderer über soziale Phänomene als Daten der Phänomene selber gelten dürfen. Zunächst und zweifelsfrei jedenfalls sind sie einfach Daten der Mitteilung, Daten darüber, wie ein Sachverhalt (von wem auch immer) situativ *dargestellt* wird (vgl. Bergmann 1985, Reichertz 1988). Dieses prinzipielle, auf der Unüberschreitbarkeit ›mittlerer Transzendenzen‹ (vgl. Schütz/Luckmann 1984) beruhende Dilemma, daß das subjektive Wissen des anderen nicht ›wirklich‹ direkt zugänglich ist, daß es aber gleichwohl die wichtigste Datenbasis sozialwissenschaftlicher Untersuchungen darstellt, läßt sich zwar nicht lösen, aber es läßt sich meiner Meinung nach idealerweise ›kompensieren‹ da-

durch, daß der Feldforscher versucht, mit der zu erforschenden Welt hochgradig vertraut zu werden, indem er an dem in Frage stehenden sozialen Geschehen praktisch teilnimmt, indem er so etwas wie eine temporäre Mitgliedschaft erwirbt.

2. Die Bedeutung existentiellen Engagements

In der Betonung dieser Mitgliedschaft, dieses existentiellen Engagements liegt der *phänomenologische* Beitrag zur Erschließung und Erhebung von Felddaten. Darin liegt die Berechtigung dafür, hier von einer *lebensweltlichen* Ethnographie zu sprechen und für eine *lebensweltliche* Ethnographie zu plädieren. Denn was unterscheidet denn das Betreiben von Phänomenologie so nachhaltig vom Betreiben anderer wissenschaftlicher Unternehmen? Nun, doch wohl dies, daß der Phänomenologe ansetzt – und zwar erkenntnistheoretisch begründet *exklusiv* ansetzt – bei seinen eigenen, subjektiven Erfahrungen (vgl. zum Beispiel Schütz 1971 a, Teil II; 1971 b). Was immer dann an phänomenologischen ›Operationen‹ auf welches Erkenntnisinteresse hin auch vollzogen wird, die alleinige, weil allein *evidente* Datenbasis des Phänomenologen sind (und bleiben) seine eigenen, subjektiven Erfahrungen. Andere wissenschaftliche Unternehmen, unter anderem auch die Soziologie, sind hingegen, so Luckmann (1980, 1983), *kosmologisch* orientiert; was in diesem Falle heißen soll, daß sie sich, sozusagen epistemologisch naiv, aber erfolgreich, auf Daten vom ›Hörensagen‹ stützen; daß sie das, was die Forscher lesen, beobachten und – in der Soziologie vor allem – gesagt bekommen, als Basis ihrer Sekundärkonstruktionen von Wirklichkeit (vgl. Schütz 1971.a, S. 3-53) verwenden.

Nun meine ich *nicht* etwa, man sollte den Kanon feldadäquater Erhebungsverfahren, wie er insbesondere im Rahmen des sogenannten ›interpretativen Paradigmas‹ bereitsteht, durch die phänomenologische Methode *ersetzen*. Ich meine auch *keineswegs*, daß man *statt* praktischer Feldforschung – also den Leuten zuschauen, über die Schulter sehen, mit den Leuten reden und ihre ›Dokumentationen‹ studieren – nunmehr ›Introspektion‹ betreiben sollte. Ich meine lediglich, daß man das, was der Phänomenologe, meines Erachtens mit Erfolg, tut, nämlich seine eigenen Erfahrungen reflektieren, stärker in die empirische Sozialforschung integrieren sollte, ja daß man, wenn man sich für die *Konstruktion* von Wirklichkeit interessiert, dieses Prinzip sogar integrieren *muß*.

Da man aber, der phänomenologischen Auffassung zufolge, nur über Erfahrungen reflektieren kann, die man (gemacht) hat, muß man als Ethnograph demnach stets systematisch mitbedenken, welche (Art von) Erfahrungen man – bezogen auf eine bestimmte Thematik – denn nun tatsächlich *selber* (gemacht) hat: Wenn man über eine Thematik (wieviel auch immer) gelesen hat, dann hat man eine Leseerfahrung; wenn man mit einschlägig befaßten bzw. mit einschlägig involvierten Leuten (wie auch immer) geredet hat, dann hat man eine Kommunikationserfahrung; und wenn man solchen Leuten zugeschaut hat, dann hat man eben eine Beobachtungserfahrung (gemacht). Wenn man diese Verfahren der Datenerhebung kombiniert, dann hat man das, was man gemeinhin einen ›methodenpluralen‹, einen ethnographischen Zugang zu einer Thematik nennt. Gleichwohl hat man, im strengen phänomenologischen Sinne, keine Erfahrung der in Frage stehenden Thematik *von innen*. Eine solche läßt sich in der Tat nur gewinnen, wenn man sich auf ein Thema (auch) *existentiell* einläßt, wenn man das Thema wenigstens für eine gewisse Zeit selber (alltags-)praktisch ›bearbeitet‹. Das bedeutet forschungspraktisch, daß man versucht, im Feld idealerweise ›einer zu werden, wie ...‹

Im Rahmen eines solchen existentiellen Engagements, einer solchen Mitgliedschaft, die vor allem eben eine grundlegend andere, zusätzliche *Qualität* von Daten konstituiert – welche meines Erachtens für das *Verstehen* menschlichen (Sozial-)Handelns von nicht zu überschätzender Bedeutung ist –, lassen sich im übrigen nicht nur mannigfaltige ›natürliche‹ Beobachtungen anstellen. Es lassen sich auch aufgrund der intimen Feldkenntnis Mitteilungen anderer besser evozieren und organisieren, und mitgeteilte Daten lassen sich zuverlässiger evaluieren. Anders ausgedrückt: Der Anspruch zu verstehen erfordert vom Sozialforscher zwingend, sich die Perspektive dessen, den er zu verstehen trachtet, wenigstens *typisch* anzueignen (vgl. auch Hitzler 1993). Und genau dies ist eine *praktisch* zumeist höchst problematische Prämisse, denn der von uns so genannte ›lebensweltliche Forschungsansatz‹ (vgl. etwa Hitzler/Honer 1988 und 1991, Honer 1989 und 1993), der, wie gesagt, das Perspektivenproblem ins Zentrum der methodologisch-methodischen Überlegungen rückt, ist immer wieder mit

darin also, nicht immer schon ›selbstverständlich‹ davon auszugehen, daß man ohnehin ›Bescheid weiß‹, und mithin das, was dem *anderen* wichtig ist, erst einmal (vorsichtig, umsichtig, nachsichtig) zu explorieren, nur dann verstehen wir auch, was der lebensweltliche Ansatz überhaupt wollen kann.

3. Techniken ethnographischen Arbeitens

Die ideale Einstellung, mit der man ›ins Feld‹ gehen kann, ist demnach die, sich auf alles Mögliche möglichst weitgehend einzulassen und – bis auf (theoretisch begründetes) weiteres – anzunehmen, daß erst einmal *alles* beachtenswert ist, bzw. daß man einfach nicht vorher wissen kann, was sich im Verlauf der Untersuchung womöglich als nicht beachtenswert ausscheiden läßt. Damit knüpfe ich natürlich an die Prinzipien der sogenannten ›grounded theory‹ an (Glaser/Strauss 1967), zu der Glaser (1978) eine terminologisch-methodologische und Strauss (1991) eine methodisch-technische Ergänzung vorgelegt hat. Praktisch heißt dies, daß im ersten Stadium der Feldarbeit zunächst einmal *alle* Informationen, welcher Art und auf welche Art auch immer, aufgesammelt werden. Die Daten, die aus der Arbeit in diesem Stadium resultieren, haben folglich einen im wesentlichen ›impressionistischen‹ Charakter. Sie werden aber auch schon methodisch und – im Rekurs auf einschlägige Literatur – theoretisch reflektiert, so daß hier bereits erste *Kategorien* (vgl. dazu Reichertz 1990 und 1991) entstehen. Anhand dieser Kategorien werden die vorliegenden Daten dann geordnet und in einem sogenannten ›Memo‹ neu vertextet. Auf der Grundlage des ›Memos‹ werden nunmehr Arbeitshypothesen für das jeweils nächste Untersuchungsstadium gewonnen, das wiederum in einem weiteren, theoretisch stringenteren ›Memo‹ verarbeitet wird usw., bis sich *typische Fallstrukturen* zeigen. Dadurch läßt sich (und darin liegt sozusagen der forschungs*ökonomische* Gewinn dieses qualitativen Designs) die Feldarbeit zunehmend *fokussieren und strukturieren*, bleibt aber zugleich auch offen für Explorationen neuer, unerwarteter Ereignisse, Handlungsabläufe und Interaktionskonstellationen.

Auf diesem ›Trichterprinzip‹ der ›begründeten Theoriebildung‹ basiert nun eben auch das Verfahren des bereits erwähnten ›mehrphasigen Intensivinterviews‹ (ausführlicher dazu Honer 1993, S. 82 ff.): Zunächst trage ich dem Umstand, daß das Interview eine *gemeinsame, wechselseitige* Situation von wenigstens zwei Kommunikationsteilnehmern darstellt, dadurch Rechnung, daß ich mein je bereits vorhandenes, problemspezifisches Wissen und meine thematischen Interessen im Verlauf der ersten, *offenen* Gesprächsphase durchaus artikuliere, wenn es – nach Kriterien alltäglicher Kommunikationskompetenz – sequentiell angebracht erscheint (vgl. hierzu Douglas 1985). Zwar soll selbstverständlich vor allem der Befragte zur Darstellung und Erörterung seiner subjektiven Sicht der anstehenden Problematik angeregt, aber nicht wie etwa bei Schütze (zum Beispiel 1977, 1983) in eine völlig künstliche, ›nondirektive‹ Kommunikationssituation gelockt werden. Ich habe nämlich den Eindruck, daß das Interesse der Befragten am Gespräch und im Gespräch besser dadurch geweckt und aufrechterhalten werden kann, daß der Forscher auch explizit deutlich macht, daß er ihre Sicht der Dinge *ernst* nimmt, daß er sein sachliches Engagement bekundet und sich lern- und wißbegierig zeigt.

Durch ein solches *quasi-normales Gespräch* der ersten Phase wird nicht zuletzt – und neben vielem anderen – die notwendige Vertrauensbasis für weitere Kontakte geschaffen: Fragen, Nachfragen, Be- und Anmerkungen, deutliche Zustimmung, kleine Geschichten, ja sogar gelegentlicher verhaltener Widerspruch wirken meiner Erfahrung nach keineswegs gesprächshemmend, sondern erzählgenerierend. Ein solches quasi-normales Gesprächsverhalten des Forschers scheint auch hervorragend geeignet, um ›natürliche‹ Interaktionsbarrieren, wie sie zwischen Fremden grundsätzlich üblich sind, abzubauen und die nach wie vor relativ außergewöhnliche Kommunikationssituation des Interviews zu veralltäglichen. Es ist wohl trivial, darauf hinzuweisen, daß die besondere Qualität dieser Interviewform, die gerade darin liegt, so zu reden, wie gewöhnliche, nicht intim bekannte Leute eben normalerweise miteinander reden, natürlich durch den Versuch, an einem bestimmten Leitfaden festzuhalten, stark vermindert würde (vgl. hierzu Hopf 1978).

Die zweite Phase des Intensivinterviews zielt in der Regel vor allem auf (biographische) *Narrationen* ab und orientiert sich deshalb stärker an dem von Schütze entwickelten Gesprächsverfahren (vgl. zu dessen Anwendung etwa auch Dornheim 1984). Ich

plädiere für diese Interviewtechnik (als Teil der Befragung) deshalb, weil sich damit subjektive Weltdeutungen des Gegenübers meines Erachtens methodisch noch am adäquatesten rekonstruieren lassen (vgl. aber auch die kritischen Einwände etwa bei Bude 1985). Außerdem können dadurch zum Beispiel auch *Diskrepanzen der Artikulationskompetenz* in verschieden strukturierten Kommunikationssituationen aufgedeckt werden (vgl. hierzu Fischer 1978).

In der Komparation und Kombination der quasi-normalen Gespräche und der biographischen Interviews läßt sich ein ›dichtes‹ kategoriales Raster gewinnen, mit dem in der dritten Phase eine *homogenisierende Befragung* im Sinne eines fokussierten Interviews (vgl. Merton/Kendall 1945/46) vorgenommen werden kann. Das heißt, aus den thematisch relevanten Topoi der Interviews der bisherigen beiden Phasen wird nun ein offener, auf das gemeinsame Thema bzw. auf gemeinsame (Interaktions-)Erfahrungen bezogener *Leitfaden* gebildet, mit dem die in den bisherigen Ausführungen verbliebenen bzw. durch sie aufgekommenen Fragen exploriert werden. Damit läßt sich einerseits vermeiden, irgendwelche lediglich vom Forscher vorgegebenen Prädikatoren zu operationalisieren, und trotzdem erhalten wir andererseits, ohne in der Aufbereitung und Darstellung des Materials die Besonderheiten des Einzelfalles vernachlässigen zu müssen, eine zuverlässige Basis zum Aufbau differenzierter Typologien von Handlungsabläufen, von Einstellungs- und Darstellungsschemata.

Das mehrphasige Intensivinterview ist also ein kumulatives Verfahren, das sowohl die Besonderheiten des Einzelfalles erhält als auch intersubjektiv geteilte ›Deutungsmuster‹ (vgl. Dewe 1984, Lüders 1991) kategorial erfaßt. Das Konzept der prinzipiellen Mehrphasigkeit hat den Vorteil hochgradiger Flexibilität und technischer Pragmatik: Kategorien und Hypothesen werden – entsprechend der Technik der ›konstanten Komparation‹ (vgl. Glaser/Strauss 1967) – im Verlauf der Gespräche, theoretisch reflektiert, aus dem Material selber gewonnen und dienen so stets auch der Sensibilisierung für die nachfolgenden Gesprächseinheiten.

Die Datengenerierung nimmt also, von ›Ausreißern‹ abgesehen, zunehmend ›Trichterform‹ an. Das bedeutet natürlich konsequenterweise, daß das *Sample* nicht etwa – nach irgendwelchen exter-

nen Kriterien – vorab festgelegt, sondern im Verlauf der Untersuchung selbst *theoretisch* definiert wird (in Anlehnung an Glaser 1978). Anders ausgedrückt: Was und wieviel im Hinblick worauf erhoben wird, richtet sich nach den theoretischen Fragestellungen, die im Verlauf des Forschungsprozesses sich ergeben und die zugleich die Datenerhebung auch wieder ›kontrollieren‹ (vgl. auch Bulmer 1979). Diese Technik der ›konstanten Komparation‹ von Daten und Theorie ordnet einerseits das aus dem offenen Zugang resultierende und zur Sensibilisierung für das Feld ja zunächst erwünschte ›Chaos des Erlebens‹ des Forschers, und sie verhindert andererseits ungesicherte theoretische Spekulationen ›im leeren Raum‹, bindet die Theorie zurück ans empirische Material.

4. Hermeneutische Dateninterpretation

Zur Analyse des Materials bzw. der erhobenen Daten verfügen wir heute bekanntlich über eine beträchtliche Zahl ›qualitativer‹ Methoden, die zur Auswertung von Texten samt und sonders geeignet sind, von denen aber keine einzelne beanspruchen kann (und dies – mit Einschränkungen – auch nicht will), *die* Methode schlechthin zu sein. Jede einzelne Methode gibt vielmehr Antwort auf einen *spezifischen* Typ von Fragen, die an den Text gestellt werden. Welche Frage zu stellen ist, das wiederum läßt sich nur auf der Grundlage des gegebenen *theoretischen* Interesses klären. Grundsätzlich, um dies zumindest aufzulisten, stehen uns heute so unterschiedliche, mehr oder weniger ausgearbeitete Interpretationsverfahren zur Verfügung wie objektive Hermeneutik, historisch-rekonstruktive Hermeneutik, ethnographische Semantikanalyse, Konversationsanalyse, Gattungsanalyse, Rhetorikanalyse, Narrationsanalyse usw., die, wie gesagt, jeweils ganz unterschiedliche theoretische Interessen verfolgen und damit auch ganz unterschiedliche Fragetypen an einen Text herantragen (ausführlicher dazu Honer 1993, S. 107 ff.; vgl. auch Hitzler 1993, Anm. 11). Wir meinen aufgrund bisheriger Erfahrungen, daß *unseren* Frageinteressen und Forschungsabsichten in der Regel eine ›pragmatische‹ Variante der historisch-rekonstruktiven Hermeneutik, wie sie vor allem von Hans-Georg Soeffner (vgl. 1989 und 1992) entwickelt worden ist, am besten entspricht.

Deutung fremden Sinns, so die einschlägige sozialwissenschaft-

lich-hermeneutische Prämisse, kann nur näherungsweise gelingen. Wichtige ›Hilfsmittel‹ der Annäherung an den (prinzipiell verschlossenen) *subjektiv gemeinten Sinn des anderen* sind dessen – wie auch immer geartete – Objektivationen. Um Objektivationen also näherungsweise bzw. ihrem typischen Sinngehalt nach verstehen zu können, müssen sie dem Interpreten zunächst einmal relevant genug erscheinen, daß er sich ihnen überhaupt (mit welchen pragmatischen Interessen auch immer) zuwendet. Hermeneutisch gesprochen: Man muß seine so ungefähr zwischen lebenspraktischen Vordringlichkeiten und ›freigesetzten‹ kognitiven ›Spielereien‹ angesiedelten situativen Relevanzen klären. Der Interpret strebt Wissen über den sich (ent-)äußernden anderen an. Hermeneutisch gesprochen: Man muß seine Vor-Urteile über den anderen reflektierend in die Deutung miteinbeziehen. Das kann unter Umständen auch bedeuten, daß man im Hinblick auf bestimmte Fragestellungen versucht, sie möglichst vollständig auszuklammern. Und der Interpret muß eruieren, was die in Frage stehenden Objektivationen ›objektiv‹ bedeuten bzw. bedeuten können. Hermeneutisch gesprochen: Man muß den kulturellen Zusammenhang, auf den der sich (Ent-)Äußernde bezieht, erkennen können und hinreichend – was immer das heißt – kennen, und man muß die Differenzen zwischen diesem und seinem eigenen kulturellen Kontext reflektieren und bei seinen Deutungen mitberücksichtigen.

Unter Beachtung solcher apriorischer Verfahrensregeln kann dann die eigentliche hermeneutische Operation der Rekonstruktion eines Textsinnes beginnen. Diese beruht, als ›Kunstlehre‹, auf der Prämisse, daß Menschen versuchen, ihren (Ent-)Äußerungen einen einheitlichen Sinn zu geben, weil sie grundsätzlich bestrebt sind, mit sich selber eins zu sein, weil sie *ihre* Sichtweisen als Teil ihrer selbst betrachten. Dem Interpreten gelingt natürlich allenfalls die Annäherung an den *typischen* subjektiven Sinn eines anderen, denn zugänglich ist, wie gesagt, evidentermaßen *nicht* das andere Bewußtsein, zugänglich, erfaßbar und damit interpretierbar sind lediglich intersubjektiv wahrnehmbare – gewollte wie ungewollte, bewußte wie nichtbewußte – Äußerungen des anderen.

Das Verfahren der ›pragmatischen‹ Hermeneutik sieht zur Fallrekonstruktion prinzipiell drei Analyseebenen vor: Auf der Ebene I erfolgt eine interpretierende Übernahme der idealisierten Perspektive des anderen durch den Interpreten in der Absicht, den egologisch-monothetischen Sinn zu rekonstruieren. Auf der Ebene II wird versucht, eine interaktionsadäquate Perspektive zu gewinnen; das heißt, es geht darum, Inkonsistenzen aufzusuchen, die interpretative Nachfragen provozieren. Auf der Ebene III schließlich geht es um ›Sinnschließung‹, also darum, sozusagen die herausgelösten Elemente wieder zusammenzufügen zu einer sinnstiftenden Einheit. Mit Hilfe solcher hermeneutischer Grundoperationen, also über die unsere kleinen und großen Vor-Urteile mitbedenkende Rekonstruktion möglichst vieler empirisch erschließ- und material dokumentierbarer Erscheinungsweisen eines Phänomens, hoffen wir, dessen *strukturelle Qualitäten* ›extrahieren‹ und wenigstens *typisch* verstehen zu können. Daß ein solcher Auslegungsprozeß prinzipiell ›unendlich‹ ist, daß man also ›irgendwann‹ aus irgendwelchen (pragmatischen) Gründen die Interpretation beendet, ohne sie je tatsächlich abgeschlossen zu haben, ist wohl hinlänglich bekannt (vgl. dazu auch Soeffner/Hitzler 1993).

5. Zum ›Doppelgängertum‹ des Ethnographen

Ich gehe also beim methodologisch-methodischen Design meiner Arbeit ganz dezidiert von einer sinnweltlichen *Zweiteilung* des Forschungsprozesses aus: vom existentiell involvierten bzw. sich seiner existentiellen Involviertheit bewußten und diese perspektivisch nutzenden Forscher im Feld einerseits (wobei ich mich insbesondere auf die von Kurt H. Wolff herkommende Tradition der ›existential sociology‹ berufe – vgl. Wolff 1976, Douglas 1976, Douglas/Johnson 1977, Kotarba/Fontana 1984), und vom pragmatisch distanzierten, rein kognitiv interessierten, werturteilsenthaltsamen Wissenschaftler in der (einsamen) theoretischen Einstellung andererseits (wobei ich mich auf die Tradition der ›verstehenden Soziologie‹ berufe, wie sie von Alfred Schütz unter Bezugnahme auf Max Weber programmatisch ausgearbeitet worden ist und neuerdings insbesondere von Hans-Georg Soeffner vertreten wird – vgl. Weber 1973, Schütz 1974, 1971 a, Luckmann 1981, Soeffner 1989, Hitzler 1993). Daß damit eher ein rhythmisches Wechselspiel als eine klare zeitliche Aufeinanderfolge, eher ein mehr oder weniger häufiges, mehr oder weniger kurzzeitiges

›Springen‹ zwischen den Subsinnwelten des Alltags und der Theorie (vgl. Schütz 1971 a, Teil III), daß also eher ein ›zirkulärer‹ als ein ›linearer‹ Erkenntnisprozeß (vgl. hierzu Spradley 1979 und 1980) gemeint ist, dürfte vor dem Hintergrund der vorhergehenden verfahrenstechnischen Bemerkungen deutlich geworden sein.

Gleichwohl: *Im* Feld sollte der Forscher meines Erachtens idealerweise ›einer werden (können), wie ...‹, in der theoretischen Einstellung hingegen sollte er sich absichtsvoll ›dumm‹ stellen gegenüber *allen* (auch und insbesondere seinen eigenen) Alltagsgewißheiten – und deren normativen Folgewirkungen. Gerade aus dieser beabsichtigten und absichtsvollen ›professionellen Schizophrenie‹, aus diesem pointierten ›Springen‹ zwischen den Sub-Sinnwelten nämlich resultiert jene analytisch so fruchtbare Position des ›marginal man‹, wie ihn Stonequist (1961) so eindringlich und eindrucksvoll propagiert hat: Diesem ›Randgänger‹ sind Einsichten möglich, die dem ›Eingeborenen‹, der keine Alternativen kennt oder wahrnimmt oder zur Kenntnis zu nehmen bereit ist, verschlossen sind (vgl. hierzu auch Park 1950; Schütz 1972, S. 53-69). Ambitionierter ausgedrückt: Im reflektierten Wechsel der Bezugsrahmen, der Relevanzsysteme, der Weltsichten kommt *das grundstrukturelle ›Doppelgängertum‹ des Menschen* (im Sinne von Plessner, zum Beispiel 1985) methodologisch zum Tragen: Das (möglichst uneingeschränkte) *Erheben* von Daten erfordert eine andere Art der Zuwendung zur Wirklichkeit als das (möglichst systematische) *Auswerten* einmal konstituierter (und konservierter) Daten! – So gesehen ist die ganze lebensweltliche Ethnographie im Grunde eine ›unendliche Geschichte‹, eine ein wenig sysiphoide Geschichte aus immer neuen Anläufen zum ›Sprung‹ in fremde Welten – wie gesagt: zumeist ›gleich um die Ecke‹.

Literatur

Bergmann, Jörg R. (1985), »Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit«, in: Wolfgang Bonß/Heinz Hartmann (Hg.), *Entzauberte Wissenschaft*, Göttingen: Schwartz, S. 299-320.

Bruckner, Pascal/Alain Finkielkraut (1981), *Das Abenteuer gleich um die Ecke*, München/Wien: Hanser.

Bude, Heinz (1985), »Der Sozialforscher als Narrationsanimateur«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 2, S. 327-336.

Bulmer, Martin (1979), »Concepts in the Analysis of Qualitative Data«, in: *The Sociological Review* 27, S. 653-677.

Bulmer, Martin (1984), *The Chicago School of Sociology*, Chicago/London: University of Chicago Press.

Dewe, Bernd (1984), »Deutungsmuster«, in: H. Kerber/A. Schmieder (Hg.), *Handbuch der Soziologie*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 76-81.

Dornheim, Jutta (1984), »Ich kann nicht sagen: Das kann ich nicht«, in: Utz Jeggle (Hg.), *Feldforschung*, Tübingen: Vereinigung für Volkskunde, S. 129-157.

Douglas, James D. (1976), *Investigative Social Research*, Beverly Hills/London: Sage.

Douglas, James D. (1985), *Creative Interviewing*, Beverly Hills/London: Sage.

Douglas, James D./John M. Johnson (Hg.) (1977), *Existential Sociology*, Cambridge: Cambridge University Press.

Fischer, Wolfram (1978), »Struktur und Funktion erzählter Geschichten«, in: Martin Kohli (Hg.), *Soziologie des Lebenslaufs*, Darmstadt/Neuwied: Luchterhand, S. 311-336.

Geertz, Clifford (1990), *Die künstlichen Wilden*, München/Wien: Hanser.

Girtler, Roland (1980 a), *Vagabunden der Großstadt*, Stuttgart: Enke.

Girtler, Roland (1980 b), *Polizei-Alltag*, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Girtler, Roland (1985), *Der Strich*, Wien: L'Age d'homme.

Girtler, Roland (1987), *Aschenlauge*, Linz: Landesverlag.

Girtler, Roland (1988), *Wilderer*, Linz: Landesverlag.

Girtler, Roland (1989), *Die feinen Leute*, Linz: Veritas.

Girtler, Roland (1991), *Über die Grenzen*, Frankfurt/New York: Campus.

Glaser, Barney (1978), *Theoretical Sensitivity*, San Francisco: Sociology Press.

Glaser, Barney/Anselm Strauss (1967), *The Discovery of Grounded Theory*, Chicago: Weidenfeld and Nicolson.

Gross, Peter/Anne Honer (1991), *Das Wissen der Experten* (Forschungsbericht Nr. 1 des Soziologischen Seminars der HSG), St. Gallen: Universitätsdruck.

Hartmann, Heinz (1988), »Sozialreportagen und Gesellschaftsbild«, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Kultur und Alltag*, Göttingen: Schwartz, S. 341-352.

Hitzler, Ronald (1986), »Die Attitüde der künstlichen Dummheit«, in: *Sozialwissenschaftliche Informationen* (SOWI) 3, S. 53-59.

Hitzler, Ronald (1991), »Dummheit als Methode«, in: Detlef Garz/Klaus Kraimer (Hg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 295-318.

Hitzler, Ronald (1993), »Verstehen – Alltagspraxis und wissenschaftliches Programm«, in diesem Band, S. 223-240.
Hitzler, Ronald/Anne Honer (1988), »Der lebensweltliche Forschungsansatz«, in: *Neue Praxis* 18 (6), S. 496-501.
Hitzler, Ronald/Anne Honer (1991), »Qualitative Verfahren zur Lebensweltanalyse«, in: Uwe Flick u. a. (Hg.), *Handbuch qualitativer Sozialforschung*, München: Psychologie Verlagsunion, S. 382-385.
Honer, Anne (1987), »Helfer im Betrieb«, in: Wolfgang Lipp (Hg.), *Kulturtypen, Kulturcharaktere*, Berlin: Reimer, S. 45-60.
Honer, Anne (1989), »Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 18 (4), S. 297-312.
Honer, Anne (1993), *Lebensweltliche Ethnographie*, Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
Hopf, Christel (1978), »Die Pseudo-Exploration«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 2, S. 97-115.
Kotarba, Joseph A./Andrea Fontana (Hg.) (1984), *The Existential Self in Society*, Chicago/London: University of Chicago Press.
Lindner, Rolf (1990), *Die Entdeckung der Stadtkultur*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Luckmann, Thomas (1980), »Philosophie, Sozialwissenschaft und Alltagsleben«, in: ders., *Lebenswelt und Gesellschaft*, Paderborn: Schöningh, S. 9-55.
Luckmann, Thomas (1981), »Einige Überlegungen zu Alltagswissen und Wissenschaft«, in: *Pädagogische Rundschau* 35, S. 91-109.
Luckmann, Thomas (1983), »Eine phänomenologische Begründung der Sozialwissenschaften?«, in: Dieter Henrich (Hg.), *Kant oder Hegel?*, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 506-518.
Lüders, Christian (1991), »Deutungsmusteranalyse«, in: Detlef Garz/Klaus Kraimer (Hg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 377-408.
Merton, Robert K./Patricia L. Kendall (1945/46), »The Focused Interview«, in: *American Journal of Sociology* 51, S. 541-557.
Park, Robert E. (1950), »Human Migration and the Marginal Man«, in: ders., *Race and Culture*, Glencoe, Ill., S. 345-356.
Plessner, Helmuth (1985), »Soziale Rolle und menschliche Natur«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, Bd. 10, S. 227-240.
Reichertz, Jo (1988), »Hermeneutische Auslegung von Feldprotokollen?«, in: *Grounded*, Heft 5, S. 1-28.
Reichertz, Jo (1990), »Meine Schweine erkenne ich am Gang«, in: *Grounded*, Heft 2, S. 21-37.
Reichertz, Jo (1991), *Aufklärungsarbeit*, Stuttgart: Enke.
Schütz, Alfred (1971 a), *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1, Den Haag: Nijhoff.
Schütz, Alfred (1971 b), *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 3, Den Haag: Nijhoff.

Schütz, Alfred (1972), *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 2, Den Haag: Nijhoff.
Schütz, Alfred (1974), *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Schütz, Alfred/Thomas Luckmann (1979 und 1984), *Strukturen der Lebenswelt*, 2 Bde., Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Schütz, Alfred/Talcott Parsons (1977), *Zur Theorie sozialen Handelns*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Schütze, Fritz (1977), *Die Technik des narrativen Interviews*, Bielefeld, unveröffentlichtes Manuskript.
Schütze, Fritz (1983), »Biographieforschung und narratives Interview«, in: *Neue Praxis* 3, S. 283-293.
Soeffner, Hans-Georg (1989), *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Soeffner, Hans-Georg (1992), *Die Ordnung der Rituale*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Soeffner, Hans-Georg/Ronald Hitzler (1993), »Qualitatives Vorgehen – Interpretation«, in: Theo Herrmann/Werner H. Tack (Hg.), *Enzyklopädie der Psychologie*, Themenbereich B, Serie 1, Band 1 (Methodologische Grundbegriffe der Psychologie), Göttingen: Hogrefe.
Spradley, James P. (1979), *The Ethnographic Interview*, New York: Holt, Rinehart and Winston.
Spradley, James P. (1980), *Participant Observation*, New York: Holt, Rinehart and Winston.
Stonequist, Everett V. (1961), *The Marginal Man*, New York: Russell and Russell.
Strauss, Anselm L. (1991), *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, München: Fink.
Weber, Max (1973), »Der Sinn der ›Wertfreiheit‹ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen: Mohr, S. 489-540.
Wolff, Kurt H. (1976), *Surrender and Catch*, Dordrecht/Boston: Reidel.